

Unser Planet.

B l ä t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 94.

(II. Jahrg.) Donnerstag, den 21. April.

1831.

Die Braut des Venetianers. *)

Goldes ging die Sonne hinter Friaul's dunkelblauen Bergen unter, und längere Schatten warf das hehre Venedig über die gekräuselten Wellen des adriatischen Meeres, als zwei Senatoren, lustwandeln auf einem der Murazzi, — oder äußeren Terrassen, welche Menschenfleisch dem furchtbaren Elemente abgerungen und gegen dasselbe gesichert hatte, — an dem purpurrothen Streif des Horizontes eine stattliche Galeere erblickten, welche in gestülptem Laufe der Stadt zuellte.

„Es scheint ein Schiff der Republik zu sein,“ sagte einer der beiden Herren, „woher mag es wohl kommen?“

„Warum nicht von Konstantinopel?“ erwiderte sein Gefährte; „es ist Zeit, daß irgend wer von der Eroberungsexpedition zu dem „gestülpten Löwen“ zurückkehre.“

„Sanct Markus gebe, daß es so sei, wie Ihr sagt! — Doch seht, das Schiff segelt pfeilschnell einher, und bald wird es hier sein, um für sich selbst Rede zu stehen.“

Die Senatoren, Beide schon bejahrt, aber noch immer jener glühenden Vaterlandsliebe voll, welche Venedigs niedrige Inseln zu einer so beispiellosen Herrlichkeit erhoben hat, lehnten sich an die Mauereinfassung des Murazzo, und folgten mit leuchtenden Augen dem Laufe des Schiffes, das mit jeder Minute an Größe zunahm. Alle Ruder arbeiteten kräftig; nun aber war die Sonne völlig untergegangen, und ein Abendwind, ein vento di terra, von den hohen Gebirgen Dalmatiens her, schwellte

das Meer zu höheren Wogen an. Die bereits aufgespannten Segel wurden schnell gewendet, um den glänzigen Wind aufzufangen, noch mehr Segel wurden aufgezogen, bis das Schiff zu ihnen in demselben Verhältnisse stand, wie der Körper des Seevogels zu seinen weit aufgespannten, fleckenlosen, weißen Fittigen. Auch konnte der Flug der Möve oder Seegans kaum schneller und in mehr gerader Richtung sein, als der Lauf der venetianischen Galeere. Sie durchfurchte die dunklen Wogen wie „ein lebendig Wesen,“ weißer Schaum und phosphorisches Leuchten umkreiste den ungestüm vorbringenden Bug. Als sie näher kam, bestrahlte der letzte Schimmer des Tages das stolze Banner der Republik auf dem hohen Schiffshintertheils.

„Mein Theobald, mein Sohn, mein einziger Sohn, fiel als ein Opfer des flüchtigen, unauslöschlichen Feuers der Griechen, bei der ersten Belagerung ihrer keiserlichen Hauptstadt: aber es giebt in Venedig mehr Väter als mich, Mütter, die ihre Kinder lieben, Frauen, die ihre abwesenden Gatten anbeten, und gewiß ist heute vielen von ihnen große Freude bereitet. Die Galeere ist der „Corriere“ des großen Dandolo, das schnellste Schiff unserer Flotten, und kommt als Bote des Glückes für Tausende.“

Der Senator, welcher so sprach, hatte mit einem Tone voll Schmerz und Trauer begonnen, aber als er fortfuhr, ward seine Stimme kräftiger, sein Auge leuchtete, und er verlor im Glücke Anderer, im Gefühle des Ruhmes seiner Vaterstadt, das Andenken an sein eigenes, unersehbares Unglück.

„Es lebe Sanct Markus! Es lebe die heilige Kirche! Es lebe die Republik Venedig, welche die Schlüssel des heiligen Petrus innerhalb der gepriesenen Thore von Constantinopel aufgehangen hat!“ rief der andere Senator aus.

„Es lebe Sanct Markus und die Republik!“ stimmte der kinderlose Greis ein.

*) Wir hatten diese Erzählung für die beste in dem englischen Taschenbuche „Friendship's Offering“ für 1831. Verfasser ist Charles Mac Farlane, Uebersetzer Johann Sporischill. — Wir werden gleichfalls aus den Taschenbüchern „the Winter's Wreath,“ „the Gem“ und „the Iris“ für 1831 das Gelungenste in unserm Blatte bringen. Im Ganzen zeichnen sich nur wenige der Erzählungen in den englischen Taschenbüchern für 1831 im hohen Grade aus, keine einzige kann sich mit Alets Novelle „der griechische Kaiser“ messen. D. St.

Ihre alterschwachen Stimmen waren kaum verklungen, als ein lautes, anhaltendes Geschrei, ein Geschrei der Freude und des Triumphes vom Verdeck und Takelwerk der Galeere sich erhob, und trotz der Entfernung, trotz des Gedrülls der Wogen, welche sich schäumend zu den Füßen der beiden Senatoren brachen, bis an das Ufer drang. Als bald ward dieses geistaufregende Geschrei durch ein anderes beantwortet, welches, so lange es dauerte, Wind und Wellen überdröhnte; die Senatoren wandten sich um, und sahen am Rande der anderen Terrassen und auf den Inseln, wo sich die besten Beobachtungspunkte befanden, die Bevölkerung von Venedig, so wie sie selbst, der zurückkehrenden Galeere entgegen blicken. Zahllose Barken gleiteten aus den Kanälen und tanzten in phantastischen Gruppen über die schwellende See, um dem Schiffe zuzurufen; Patriotismus oder persönliches Interesse ließen Viele die wenigen Minuten nicht abwarten, bis es innerhalb Venedig vor Anker liegen würde.

Als das Schiff mit dem Winde, der frisch durch dessen Segel bließ, herankam, erhoben sich vor demselben urplötzlich tausend blaue Flämmchen hoch in das Firmament empor, wo der wachsende Mond „einen einzelnen Stern zur Seite“ diesen Freudebezeugungen zuzulächeln, und die Wanderer in der Heimath willkommen zu heißen schien. Die dröhnenden Kanonen, die des Himmels Donner nachahmen, waren damals noch nicht bekannt; aber die tausend und tausend Stimmen, welche von den Murazzi, vom Schiffe, von den Booten laut wurden, mochten dem rimbombo der Artillerie wohl gleich kommen, und sagten unendlich mehr, denn zahllose Menschen donnerten den wohl vernehmlichen, patriotischen Ruf: „Viva San Marco e la città di Venezia.“

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Die Galeere, von den Barken umrungen, bog um eine der kleinen Inseln, und als sie um dieselbe herum gekommen war, erblickte die Schiffsmannschaft auch Venedigs kleinere Häuser mit den hellen, heimisch trauten Lichtern, die aus den Gitterfenstern hervorstrahlten. Grenzenlos war das Entzücken der fernher Kommenden, grenzenlos ihr Jubel, denn was kann die Freude des Wiedersehens der Heimath mehr erhöhen, als ein Blick auf sie von des Oceans schäumendem Gewoge!

Die beiden Senatoren verließen ihren Standpunkt, und begaben sich eiligen Schrittes nach dem Quai, wo sie viele ihrer Amtsgenossen und die vornehmsten Bürger bereits versammelt fanden, ängstlich des Augenblickes harrend, in welchem sie mit dem tapferen Befehlshaber des Corriere würden sprechen können. Bald befand sich das willkommenes Schiff mit dem Vordertheile wenige Ellen vom Ufer, und als bald lag es nach schneller Wendung mit der breiten Seite hart am Rande des Quais. Noch ein Triumphgeschrei, und der Capitain sprang an das Ufer und verneigte sich vor den Senatoren und Bürgern von Venedig.

„Willkommen Zanuti!“ rief der Vorberste der Versammlung, Willkommen als Bestätiger guter Nachrichten, aber doppelt willkommen, als ein Held, der seine Vaterstadt durch kühne Thaten vor Konstantinopels Mauern geehrt hat.“

Tiefer verneigte sich der Capitain. „So hat,“ fragte er bescheiden, „Sanct Scampa-via die Depeschen unseres Herrn des Dogen an den Senat von Venedig glücklich überbracht?“

„So ist es,“ erwiderte der Senator, „und wir wissen seit geraumer Zeit, daß der geflügelte Löwe zum zweiten Male auf den Mauern der Hauptstadt des Orients flattert.“

„Und er möge lange auf denselben flattern!“ rief Zanuti aus, „und die Söhne Venedigs mögen den Löwen, die Standarte Sanct Markus und Venedig's, auf mancher eben so schönen Eroberung aufpflanzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Alfieri erfüllte den Wunsch seines Freundes; unter dieser Erzählung und unter den traulichen Mittheilungen über seine Liebe, seinen Entschluß, die Verlobtene zu ehelichen, und Plänen für die Zukunft brach der Morgen an. Erst dann verließ Alfieri den Marchese und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er bald, nach so vielen erschütternden Scenen, wo alle Leidenschaften aufgeregert worden, in einen tiefen Schlummer versiel.

Nach einem mehrstündigen Schlafe erwachte Alfieri ziemlich gestärkt. Die Verletzung an der Schulter schmerzte ihn aber heftiger, die Wunde am Arme hingegen nur noch wenig. Er ließ sich auf's Neue verbinden, kleidete sich dann an und sein erster Gang war zu seiner Geliebten.

Er fand dort ihren Vater, den er schon früher kannte, und er besorgte, daß dieser ihn mit sehr gerechten Vorwürfen überhäufen würde. Diese Besorgniß war jedoch ungegründet; dahingegen schien eine finstere Wolke der Schwermuth die Stirne der Tochter zu umhüllen. Sie zerfloß in Thränen und beantwortete Alfieri's theilnehmende Fragen nur mit Seufzern und Klagen über ihr Mißgeschick. Der Vater suchte sie zu trösten und sagte zu ihr:

„Du hast allerdings Ursache, Dich zu betrüben, denn Du hast Dich eines Fehltritts und einer Verirrung schuldig gemacht, die sich vor dem Richterstuhle der strengen Moral nicht rechtfertigen läßt. Ich selbst kann und werde dieß niemals, aber das Vaterherz entschuldigt Dich; Du gabst Deine Hand an Deinen Gatten nicht aus wahrer Zuneigung, sondern nur um seinen und den Wünschen Deiner Familie zu genügen. Niemand ist ganz Herr seiner Gefühle und wer selbst ihre unwider-

stehliche Gewalt empfunden hat, wird Dich mit Nachsicht beurtheilen. Beruhige Dich, liebe Tochter! Du kannst Dich in Deiner peinlichen Lage, in die Dich Deine Leidenschaft und Dein Leichtsinns gestürzt haben, noch sehr glücklich preisen; in einer zweiten Ehe mit einem würdigen Manne verbunden, den Du liebst, wird Dir erst ein Glück zu Theil werden, das Dir Dein erster Gatte nicht gewähren konnte."

Er schloß die noch immer tief gebeugte Tochter zärtlich in seine Arme und ließ sie dann mit Alfieri allein.

Dieser bestätigte die Versicherung des Vaters, daß er sich, nach erfolgter Ehescheidung und der gesetzlichen Frist, mit ihr ehelich verbinden und gewiß Alles aufbieten werde, ihr das Leben so angenehm zu machen, als es nur in seinen Kräften stehe.

"Ach!" seufzte sie, "ich hege keinen Zweifel gegen Deine Versicherungen, Vittorio! und ich liebe Dich unaussprechlich. Wenn ich nur immer mit Dir leben kann so werd' ich alle Schmach, die ich mir nur durch meine unwiderrückliche Liebe zu Dir in meinem Vaterlande zugezogen habe, leicht verschmerzen. Aber, was Du mir auch immer geloben und schwören magst, ich weiß es gewiß, Du nimmst mich nie zu Deinem Weibe."

"Welch' ein wahnsinniger Argwohn!" rief Alfieri aus, "Hast Du Beweise meiner Wortbrüchigkeit? — Hab' ich nicht Alles, Leib und Leben für Dich gewagt? — Hab' ich Dir nicht hundert Mal versichert, wie ich keinen höhern Wunsch in dieser Welt kenne, als Dich ganz mein zu nennen, und nun — da ich diesen Wunsch erfüllt sehen kann, sollst ich die Gelegenheit dazu thöricht undernutzt lassen? — Ich bitte, ich beschwöre Dich, entsag' einer grundlosen Besorgniß, die Dich martert und mein Herz auf das Empfindlichste verwundet."

Alfieri bot alle seine Beredsamkeit auf, die Lady von dem Grunde ihrer Behauptung zu überzeugen, aber vergebens; sie wiederholte unaufhörlich unter Seufzern und Thränen, daß er sein Versprechen, an dessen Aufrichtigkeit sie nicht zweifelte, doch nie erfüllen werde und könne.

Alfieri verließ die Verstosene in dieser unerklärbaren, ihm selbst höchst peinlichen Stimmung. Er hoffte, daß solche vorübergehend sein würde und besuchte die Lady täglich, aber er fand sie eben so niedergebeugt, trostlos und er vernahm immer die Worte aus ihrem Munde: Du magst sagen, was Du willst, ich kann doch nie die Deine werden. Dieser Gram und diese Besorgnisse verbitterten ihm die Freude, seine Geliebte jetzt täglich früh bis spät ungehindert zu sehen, und oft wünschte er das frühere gefährvolle, verstoßene Verhältniß sich wieder zurück.

Lord S. . . hatte mittlerweile sogleich den für jeden Ehr- und Schaamliebenden höchst empörenden Ehescheidungsprozeß eingeleitet und mit allem Eifer eines tief gekränkten Gatten betrieben.

So waren drei Tage von Mittwoch bis zum Frei-

tag verstrichen, und am Freitag Abend drang Alfieri, um sich Licht über das entsetzliche Räthsel ihrer Aeußerungen, ihrer Schwermuth und ihres Mißtrauens gegen ihn zu verschaffen, auf das Ungestümste in sie, sich offen gegen ihn zu erklären.

Die Lady stammelte endlich nach einer peinlichen, durch Seufzer und Schluchzen oft unterbrochenen Einleitung, und das sonst vertrauliche Du unterdrückend:

"Ich fühl' es nur zu lebendig, theurer Graf! daß ich Ihrer auf keine Weise würdig bin, und daß Sie mich nie ehelichen dürfen noch können — noch werden. — Ach! — schon früher — ehe ich Sie geliebt — schenkt' ich meine Liebe einem Andern."

Und wem? unterbrach sie Alfieri mit Heftigkeit.

"Einem — ach! einem Jokei in meines Mannes Diensten."

Und wann? O Gott! ich vergehe! — Grausame, warum mir ein solches Geständniß! — Sie hätten besser gethan, mich zu ermorden!

Er wollte sie auf der Stelle verlassen. Sie hielt ihn aber zurück.

"Lassen Sie mir wenigstens die Beruhigung," rief Sie aus, "daß ich an Ihnen keinen Verrath zu üben im Stande gewesen bin. Hab' ich auch durch mein aufrichtiges Geständniß Ihre Achtung verloren, so werden Sie mir doch, bei der Erinnerung an Ihre Liebe, mir Unglücklichen Ihr Mitleid nicht versagen."

(Beschluß folgt.)

Geldster Zweifel.

A.

Dies ist der wis'ge S. ? — Du wirst vergeben —
Du scherzest wohl; ich glaub' es nicht.
Welch ein verdrüßliches Gesicht,
Ihm alle Nerven krampfhaft beben,
Er sieht sich immer schüchtern um,
Und bleibet, finster gräbelnd, stumm.

B.

Den Zweifel, Freund, kann ich Dir heben,
Die Wahrheit hab' ich Dir gesagt,
Der arme Mensch ist sehr geplagt,
Nach Witz er unaufhörlich jagt,
Denn leider! muß er davon leben.

SoLofus Fatalis.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im März 1831.

(Fortsetzung.)

Selbst unter die Diener Gottes, die Männer des Friedens ist der Geist des Krieges gefahren, die protestantischen und katholischen Geistlichen streiten sich nämlich jetzt darüber, ob letztere Kirche zu viel Aufwand erheische und ob derselbe nicht durch mögliche Einschränkung um ein Bedeutendes zu reduciren sei. Der gefeierte Kanzelredner Girardet, Pastor der hiesigen evangelisch-reformirten Gemeinde, hat in der Hilscherschen Buchhandlung „Gewissensfragen an und über die katholische Geistlichkeit Dresdens“ erscheinen lassen, worin er zu Abstellung überflüssiger Kirchenkosten mehrere Vorschläge thut und unter andern folgende Fragen aufstellt: „kann z. B. der Bischof nicht zugleich die Stelle eines Sonntagskospredigers bekleiden und eben so gut, wie unser protestantischer Oberkosprediger bei allen seinen übrigen Berufsgeschäften noch alle Sonntage die Kanzel besteigt, sich öffentlich vor dem Hofe und seiner Gemeinde hören lassen? Fähig muß er doch dazu sein, da er sonst wahrscheinlich nicht sein würde, was er ist; und unter seiner Würde wird er die Predigt des göttlichen Wortes hoffentlich doch auch nicht halten, da Christus und seine Apostel selbst es verkündigten, und doch wohl noch etwas höher, wenn auch nicht ganz so gut sich standen, wie ein Bischof in partibus.“ — Die Worte wären, meines Bedünkens, sehr gut und bündig, nur wünschte ich nicht gerade aus dem Munde eines Geistlichen sie gehört zu haben, für den sie doch etwas zu spitz klingen und zu sichtlich zu verwunden streben. Anwendung verdienen diese Fragen in jedem Falle.

Die Communalgarde hat seit ihrem Entstehen ihren Charakter wesentlich verändert; die gegenwärtig ihr fehlende Gelegenheit, eigentlich wirksam aufzutreten, scheint ihr allmählig Zweifel über ihre eigne Bestimmung einzusüßten. Wirklich läßt sich jetzt auch nicht recht absehen, ob der ursprüngliche Zweck dieser Garde auch in Wirklichkeit gebracht werde und ob sie den an sie zu machenden und von ihr zugegebenen allgemeinen Ansprüchen allenthalben entspreche. Die meisten Besorgnisse erregt der einer Communalgarde so unentsprechende rein aristokratische Charakter, den besonders einige namhafte Compagnien derselben unverkennbar an sich tragen und der seinen Hauptgrund in der Schwägerung dieser Abtheilungen mit zahlreichen königlichen Beamten haben mag, welche dem individuellen Interesse des Hofes natürlich weit mehr angehören, als dem allgemeinen vaterländischen. Die erneute Wahl der Zugführer und Rottmeister, wobei fast ausschließlich die früheren wieder gewählt wurden, obschon man nicht durchgängig mit ihnen zufrieden gewesen war, gab leider sichere

Bürgschaft für den unter der Communalgarde bereits eingerissenen Cliquengeist und für geheime Stimmen-Erpressung. Zwei dieser neugewählten alten Zugführer werden, in Folge ungebührlichen Zwistes, vor ein Ehrengericht gestellt werden und muthmaßlich ihre Führerposten verlieren.

Der „Dresdner Anzeiger“ ist in neuerer Zeit zu einem wahren Schlachtfelde umgestaltet worden, allwo die widersprechendsten Meinungen oft mit verletzender Bitterkeit einander in die Haare fallen. Die langerwartete Abschaffung des Nachtzwanges, welche einigen Einwohnern zu lange ausbleiben mochte, veranlaßte in dem genannten Blatte heftige Klagen, welche selbst die Häupter der Landesregierung nicht verschonte und, wie jedes überraschend klühne Wort, bald darauf von servilen Gemüthern bekläftigt wurde. Das wegen Ausnahme der Mitglieder unserer aufgelöseten Nationalgarde zum nunmehrigen Communalgardendienste niedergesetzte Ehrengericht ward — aus haltbaren Gründen — von einem dabei theilgenommenen Herrn Carl Christian Litzmann nicht als competent anerkannt. Er fand sich bewogen, diese seine Gründe der Nichtanerkennung durch den „Anzeiger“ öffentlich bekannt zu machen und als der Vorsitzer jenes Ehrengerichtes, Herr General von Gablenz, ihn eben selbst in ziemlich heftigen Ausdrücken zum Schweigen zu bringen suchte, entgegenetzte Herr Litzmann in einem ihm Ehre machenden ruhigen, aber rechtskräftigen Tone, wodurch er die Behauptung seines einflussreichen Opponenten siegreich widerlegte. Für die in dem Aufsatze des Herrn von Gablenz enthaltenen Persönlichkeiten soll derselbe von Herrn Litzmann gerichtlich belangt worden sein.

Unter diesen kriegerischen Umständen machte ein in Nr. 51. der trefflichen Sachsenzeitung mitgetheiltes Gedicht: Politisches Gespräch der Dresdener Communalgardisten, hier ungeheures Aufsehen, nachdem es in Leipzig schon drei Auflagen erlebt haben soll. Freilich trug es fast durchgängig den Character des Ultra-Liberalismus, doch lag in dem Ganzen eine so richtige, volksthümliche Satyre, eine so treffende Persiflage einiger vielbeschriebenen Landesangelegenheiten, daß es seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Zufällig hatten die hiesigen Stadtdiener bei früherer Zeit Wind von dem Gedichte bekommen, daher spürten sie denselben in allen Restaurationen und öffentlichen Orten nach und nahmen es ohne Weiteres weg. Daß ein solcher Vorfall der Sachsenzeitung wieder einige Abonnenten mehr verschafft und diese sich deshalb einzig bei den Stadtdienern zu bedanken hat, liegt am Tage.

(Beschluß folgt.)